



ricky ricardo, mein handy und ich

micol ostow

a

aufbau

micol ostow

**ricky ricardo,
mein handy und ich**

Aus dem amerikanischen Englisch
von Martina Tichy

Über dieses Buch

Aggie ist 16 und zieht mit ihrer durchgeknallten Mutter, deren lächerlichem Chihuahua und ihrem Vater – einem berühmten Radiopsychologen – ins eisige Alaska. Einziges Bindeglied zu ihrem ehemaligen Leben und ihrer besten Freundin Chloe im sonnigen Florida ist ihr Handy. Als das verloren geht, macht Aggie es per GPS ausfindig. Und siehe da: Es scheint ziemlich rumzukommen und eine tolle Zeit zu haben. Vielleicht sollte Aggie sich an ihm ein Beispiel nehmen?

Turbulente Teeniekomödie – lachen, bis der Radiopsychologe kommt!

Für die Überarbeitungsfreaks vom
Vermont College of Fine Arts:
Kate Angelella (die Ehrenamtliche vom Dienst),
Lynda Graham-Barber, Gwenda Bond,
Gene Brenek, Galen Longstreth und
Shawn Stout. Lang lebe das Betsy's!

Tatsache: Jedes Jahr im März findet in Anchorage, Alaska, das renommierte Iditarod-Trail-Schlittenhunderennen statt, mit dem feierlichen Start im Zentrum an der Fourth Avenue. Das Iditarod ist das längste und berühmteste Schlittenhunderennen der Welt.

Frage: Berühmt im Vergleich *wozu*?

1. Kapitel

ich würde ja gern behaupten, dass meine Eltern nicht schon immer nachweislich 161 Prozent megadurchgeknallt gewesen sind.

Das würde ich gern behaupten, aber es wäre eine dicke, fette Lüge.

Also, wenn wir mal ganz ehrlich sein wollen und so weiter, sieht die Sache so aus:

Ganz ehrlich, es ist ziemlich schräg, einen Promi-Psychodoktor zum Vater zu haben. Noch dazu, wenn besagter Vater es in *keiner* Unterhaltung schafft, *nicht* auf Ödipuskomplexe, orale Fixierung oder zwanghaftes Verhalten zu sprechen zu kommen.

Weil nach Schokoriegeln mit Erdnussbutter süchtig zu sein, hat nichts, aber auch gar nichts mit »zwanghaftem Verhalten« zu tun.

Stimmt's, oder hab ich recht, Leute?

(Und nur damit das auch geklärt ist, ich wollte *nie* meinen Vater heiraten. Weil: voll eklig.)

Mom ist keinen Deut besser: ein Telenovela-Star im Ruhestand mit null Plan, was das Wort *dezent* bedeuten könnte. An meiner Mutter ist alles bunt und laut, genau wie das weitläufige, psychedelische Penthouse, das wir in Miami hatten (dank des verlässlichen Stroms äußerst üppiger Tantiemenzahlungen für die ständigen Wiederholungssendungen im Fernsehen). Laut und bunt = exakt so, wie Mom es mag.

Deswegen kann ich es auch absolut nicht fassen, warum sie auf Dads fragwürdigen Geistesblitz eingegangen ist, dessentwegen wir jetzt den Höllentrip bis nach Denville, Alaska, machen. Um dort zu leben.

(Zwanzig Meilen nordwestlich von Anchorage; Einwohnerzahl 16093, falls es jemanden interessiert. Genauer gesagt, dann wohl 96, sobald wir, die Eckharts, uns dort häuslich niedergelassen haben.)

Tja. Eigentlich weiß ich nicht gerade wahnsinnig viel über Alaska, im Großen und Ganzen nur das, was ich aus alten Chilly-Willy-Zeichentrickfilmen und aktuellen Debatten um Präsidentschaftskandidaten aufgeschnappt habe. Und offen gestanden, bin ich mir bei beiden Quellen nicht so sicher, wie genau sie es mit den Fakten nehmen. *Stammt Chilly Willy denn überhaupt aus Alaska?* Als Pinguin müsste er doch eigentlich in der Antarktis angesiedelt sein, und dieser ganze Gedankengang kriegt erstens zwölf von zehn Punkten auf der Absurditätenskala und ist zweitens ein einziges großes, windiges Ablenkungsmanöver.

Okay, sagen wir dreizehn von zehn Punkten. Sich von einem Trickfilmpinguin Antworten zu erhoffen – tiefer kann man nicht sinken. Willy, alter Junge, da reißt du mich auch nicht mehr raus.

Trotzdem. Fest steht, dass in unserer netten kleinen Dreier-Kernfamilie ich noch am wenigsten einer Witzfigur gleiche (nicht dass ich voreingenommen wäre oder so). Ich bin nicht mein Dad, der sich im Geist schon als so eine Art männliche Oprah Winfrey für die Inuit sieht (»... greif nach den Sternen!«). Und ich bin absolut definitiv nicht meine Mamacita, die, als sie von der Idee zu dieser Arktisexpedition hörte, in die Hände klatschte und dann mit weit ausgebreiteten Armen verkündete, wie froh und glücklich (»*mira! estaba muy cansada!*«) sie über eine hoch willkommene Auszeit von der ungemein anstrengenden Aufgabe wäre, sich ihre Locken à la J. Lo mit so viel Haarlack einzusprühen, dass sie als umweltgefährdender Ein-Frau-Betrieb durchgehen würde, und vor der Kamera melodramatische, auswendig gelernte Textzeilen

in einer Fremdsprache zu kreischen – und zwar, kaum dass mein Vater mit dem Vorschlag aufgekreuzt war.

(Umzuziehen, meine ich. Mit dem Vorschlag, umzuziehen.)

Vergiss es. Meine Eltern sind meine Eltern, und ich bin ich. Agatha Eckhart, Verweigerin aus Gewissensgründen. Ich bin total gegen diese Verpflanzung in die Tundra. Und wenn ich vielleicht auch nicht so ein Paradiesvogel bin wie meine Mutter, verfüge ich doch über stille, gewaltige Kräfte. Das bilde ich mir jedenfalls gern ein. Die ganze Strecke Richtung Nordpol werde ich nichts anderes tun als Treten und Schreien.

»*Aggie. Dios mío.* Hörst du – bitte – auf – gegen – meinen – Sitz – zu treten.«

Da haben Sie's. Treten.

Okay, das mit dem Schreien musste ich bleiben lassen – die Luftfahrtaufsichtsbehörde hat was dagegen, wenn man sich so aufführt –, aber dafür trete ich seit einer halben Stunde unabsichtlich absichtlich gegen die Rücklehne von Moms Sitz. Dad würde das als »klassisches passiv-aggressives Verhalten« bezeichnen. Wenn er mir denn auch nur die leiseste Aufmerksamkeit schenken würde. Allerdings mache ich es auch sehr diskret. Es ist mehr so ein stetiges Wippen als ein Boxkick; wenn ich wollte, könnte ich es auf die Nerven schieben. Was ich auch tue.

»'tschuldige, Mom. Ich glaube, mir ist bloß ein bisschen mulmig.«

Mulmig. Ha! Mulmig wäre die reinste Wohltat, eine supergemütliche Gangart. Mulmig wäre eine *Erleichterung*, ohne Wenn und Aber. Von mulmig bin ich zurzeit Lichtjahre entfernt. Ich bin im Moment dermaßen durch den Wind, dass es sich anfühlt, als würden winzigkleine Raupen in meinem Bauch Polonaise mit Cancan-Einlagen tanzen. Und nur dass wir uns richtig verstehen, die Raupen sind ebenfalls durch den Wind.

»*Sí, m'bijíta.* Das kommt von den Turbulenzen. Aber ich glaube, Ricky Ricardo ist nicht allzu begeistert über deinen Beitrag zu seinem Flugerlebnis.«

Ach ja. Ricky Ricardo. Vielleicht das einzige im Leben meiner Mutter, was nicht überdimensioniert ist – ihr Chihuahua. Eine nervös zwinkernde und zitternde, mausbraune Handvoll Hund, die am ehesten an eine etwas zu groß geratene Ratte erinnert.

Chihuahuas – wie übrigens auch mein grenzwertig großer Hintern – sind der schlagende Beweis, dass die Natur Sinn für Humor hat. Soweit ich das feststellen kann, besteht Ricky Ricardos Lebenszweck ausschließlich darin, für meine Mutter das zu verkörpern, was ich nie sein konnte: ein empfindliches, zartes Spielzeug. Sie liebt ihn mehr als so ziemlich alles andere in ihrem Leben, sich selbst eingeschlossen (kein Witz).

Während nämlich die kubanischen Kurven meiner Mutter schlicht der Hammer sind, hat sich meine DNA dagegen zu einer Art üblem Scherz zusammengezwirbelt. Mit dem Ergebnis, dass ich in so was Ähnlichem wie einem Puttenstadium feststecke und trotz meines vorgeschriftenen Alters praktisch überall noch jede Menge Babyspeck vorzuweisen habe (seeeeehr sexy). Ricky Ricardo hingegen ist zierlich und zerbrechlich (Gott, ist das süß, wie er zittert! Und dieses Blinzeln!) und darum von uns zweien derjenige, der regelmäßig mit dem zu Moms Modescheuflichkeiten passenden Ensemble ausstaffiert wird. Jetzt im Moment steckt er zum Beispiel in einem Kapuzenpulli aus Veloursleder (zum Anbeißen, hihi), der mit seinen Initialen verziert wurde (RRE, für Ricky Ricardo Eckhart, logo) und auf Moms offizielle Fluguniform abgestimmt ist, ein Overall in Sonnenuntergangsorange.

Zu schade, dass der kleine Kläffer nicht lesen kann. Das eigens eingestickte Monogramm ist an ihn total verschwendet.

»Tut mir leid«, murmle ich. Auch wenn Ricky Ricardo vermutlich mein Hauptkonkurrent um die Gunst meiner Mutter ist, muss ich sein Elend ja nicht unbedingt vergrößern. Mit Elend kenne ich mich momentan bestens aus. Ich wünsche keinem anderen Lebewesen mehr davon. Schließlich ist er

so was wie mein Geschwisterersatz, und in diesen schweren Zeiten müssen wir zusammenhalten. Oder so.

Ich warte kurz ab, ob mein Vater Anstalten macht, sich in die Unterhaltung einzubringen. Aber durch den Spalt zwischen seinem Sitz und dem von meiner Mutter sehe ich, dass er sich die Kopfhörer eingestöpselt hat und zu seinem Glück von der zigsten Runde im Celebrity Non-Death Match der Eckhart-Damen nichts mitbekommt. Mit Sicherheit ist er vollkommen in den neuesten Podcast von »Was können Sie für Ihre seelische Gesundheit tun?« oder irgendwas in der Art vertieft. Die Konkurrenz im Auge behalten und so weiter. Das wirkt wie Crack auf ihn. Wahrscheinlich könnte ich jetzt durch den Notausgang rauspringen – mit Ricky Ricardo samt seinem personalisierten Kapuzenpulli als Fallschirm –, und er würde nicht mit der Wimper zucken. Dads Kopfhörer blenden auch Geräusche aus. Er hat sie extra über eine mordsedle europäische Webseite bestellt.

»*De nada*. Ist schon gut«, sagt Mom knapp und wedelt so schwungvoll mit dem Arm, dass die durchsichtigen Reifen um ihr Handgelenk wild klimpern. »Ricky verzeiht dir. Das hat er mir gesagt.«

Das hat er ihr gesagt. Ihr *gesagt*. Ähm. Irgendwer ist hier nicht ganz dicht.

»Aber weißt du was, Aggie«, redet sie weiter, »dir wäre vielleicht weniger mulmig, wenn du nicht so viel Süßigkeiten essen würdest, *sí*? Der Zucker geht doch direkt in deinen Blutkreislauf. Stopf dich nicht mit ungesundem Zeug voll. Das tut dir nicht gut.«

Genau.

Tatsache: Schokolade ist *erwiesenermaßen* der Muntermacher Nummer eins. Ernsthaft! Das habe ich mal in der *Cosmo* gelesen. Und Dad, der sonst mit Begeisterung massenhaft Rezepte ausstellt, als betriebe er einen Apothekensupermarkt, legt offenbar gesteigerten Wert darauf, sein eigen Fleisch und Blut von allen chemischen Zusätzen frei zu halten.

Pff.

Da sieht man's. Schokolade ist meine einzige Zuflucht.

»Ich hab gar kein ungesundes Zeug dabei«, sage ich mürrisch.

Stimmt, habe ich nicht. Jedenfalls nicht mehr. Als wir am Gate länger als geplant warten mussten, bis wir einsteigen konnten, habe ich mir klammheimlich eine Tüte M&Ms (mit Erdnüssen) eingepfiffen, mit dem Rücken zu Mom, damit sie nichts merkt, und die Dinger praktisch ganz runtergeschluckt, wie Aspirin oder Ritalin. Die Frau hat einfach kein Verständnis für meine Methode der Selbstmedikation. In ihren Augen bin ich nicht bloß fett, sondern auch eine dicke, fette Enttäuschung.

Fürs Protokoll, ich trage Größe 40. Wäre mir 36 lieber? Klar. Ich meine, wem nicht? Dann könnte ich mit viertklassigen Schauspielerinnen in x beliebigen Fernsehserien und Shows die Kleider tauschen. Aber wie es aussieht, will ich lieber Schokolade als in Größe 36 passen, denn wenn es zum Kampf zwischen M&Ms und meiner Willenskraft kommt, zieht die Willenskraft den Kürzeren. Und zwar jedes Mal.

Ich strecke das Bein aus und fange wieder mit der Wipperei an, was Ricky Ricardo mit einem dumpfen Quielen quittiert, und komme zu dem Schluss, dass dahinter ein chronischer Mangel an innerer Stärke stecken muss.

Daran sollte ich vermutlich arbeiten.

2. Kapitel

es könnte schlimmer sein.

Immerhin habe ich keine Depressionen.

Obwohl, wenn ich Depressionen hätte, wüsste mein Vater vermutlich, was er mit mir anzustellen hätte.

Mein Vater, Robert »Dr. Bob« Eckhart, ist »Spezialist für Depressionen«, ein bekannter Psychiater und Psychopharmakologe, der Bahnbrechendes bei der Behandlung von klinischen Depressionen geleistet hat. Im Ernst, er ist so was wie der Rattenfänger der Neurotiker von Miami. Von denen es – wer hätte das gedacht? – offenbar eine ganze Menge gibt.

Wobei – wir reden hier schließlich von Südflorida – die Neurotiker von Miami natürlich selbst in ihren trübsinnigen, launischen Anwandlungen immer noch reichlich schrill und grell sind. Das soll jetzt nicht gefühllos klingen, aber wie viel Mitleid kann man schon für eine verzweifelte Hausfrau aufbringen, die sich mit Leichenbitterniene durch ihre allwöchentliche Nagelpflegesession quält?

(Wer vermiest sich denn selbst eine Pediküre? Wer kann bei einer wohlig warmen Fußmassage derartige Aggressionen aufbauen? Also echt jetzt.)

Aber egal, das sind genau die Frauen, denen mein Vater seine Karriere verdankt. Vor zehn Jahren hat er noch als niedergelassener Facharzt eine billig angemietete Praxis in einem Einkaufszentrum betrieben, jetzt gehört er zur lokalen Prominenz und schreibt jede Woche eine locker-flockige Psychoratgeberkolumne, die in der Zeitung und online erscheint.

Lieber Dr. Eckhart: Mein Mann ist zu sehr mit seiner Arbeit verheiratet.

Planen Sie einen Abend pro Woche ein, an dem Sie beide sich *ganz* aufeinander konzentrieren.

Lieber Dr. Eckhart: Ich glaube, mein Sohn (er ist 1 ½) hat ADHS.

Wissen Sie, X, dagegen gibt es heutzutage ganz hervorragende Medikationen.

Lieber Dr. Eckhart: Meine Mutter ist eine gebürtige Señorita aus Lateinamerika, und sie macht sich völlig verrückt wegen meines Aussehens. Ich glaube, bei mir ist so was wie eine gegensteuernde, umgekehrte Essstörung im Gange (gibt's das überhaupt?), aber die Extrapölsterchen auf meinem Allerwertesten finde ich nicht so prickelnd! Mit diesen Trotz-Fressattacken schneide ich mir sozusagen ins eigene Fleisch – bildlich gesprochen, versteht sich. Buchstäblich gesprochen werden aus meinen vier Buchstaben bald acht, wenn das so weitergeht.

Also, was tun?

Okay, ist gut, streichen wir das Letzte. Die Frage kommt natürlich von mir, und ich weiß schon jetzt, dass mein Vater darauf nichts parat hat. Die Antwort ist ausweichend, verblümt und verführerisch, sie lauert still und bedrohlich auf dem ausgekratzten Boden eines Halbliterbechers Häagen-Dasz Chocolate Chocolate Chip.

Was vielleicht (oder vielleicht auch nicht) ein Stück weit erklärt, wieso meine Mutter ständig laserscharfe Prüfstrahlen direkt auf meinen schmelzend weichen Kern abschießt.



Meine beste Freundin Chloe findet diesen Umzug, so ihre Worte, »megaspannend«. Seit Dad zum ersten Mal bei einer landauf, landab

bekannten Fernsehpersönlichkeit zu Gast war (Tipp: reimt sich auf »Soap-rah«), ist er selbst so was wie ein Promi. Chloe fiel vor Begeisterung fast in Ohnmacht, als sie hörte, dass er eine eigene Satellitenradiosendung bekommt, in der er fortlaufend von seinen Bemühungen im Kampf gegen die jahreszeitlich bedingten Depressionen unter der Bevölkerung Alaskas berichten soll. Offenbar wird es da im Winter nie hell, was alle blöd, blöd und nochmals blöd finden.

Dazu muss ich (als jemand, der die Bruthitze im Florida Sunshine State genauso grausam findet) Folgendes sagen: Ich glaube, die »da oben«, die für diese Katastrophe verantwortlich zeichnen, sind auf dem falschen Dampfer, wenn sie all ihre Hoffnungen in Dr. Bob setzen.

Aber Chloe? Chloe versucht mich weiter davon zu überzeugen, dass es irre aufregend ist, nach Alaska zu ziehen. Eine prickelnde Erfahrung. Ein Abenteuer.

Habe ich schon erwähnt, dass ich Abenteuer auf den Tod nicht ausstehen kann?

Meinetwegen, dann bin ich eben eine Spaßbremse, aber Tatsache ist und bleibt, dass ich null Interesse an Abenteuern habe. Ich bin 460 Prozent abenteuerscheu. Für mich bitte immer gern das gute, alte Schema F. Chloes beste Freundin für alles zu sein – Geheimnisse zu bewahren und die Jungs, die auf sie lauern, bei Laune zu halten, während sie sich stylt und die einzelnen Kandidaten bewertet: Das ist genau mein Ding. Das und mein Lieblingsrock, der violette mit dem Kordelzug in der Taille.

Leider musste ich den Rock in Florida lassen. Käme hier nicht allzu oft zum Einsatz, wenn man Wikipedia glauben darf.

(Zwiebellook: möglicherweise ein positiver Aspekt dieser ganzen Expedition in den Norden. Mehrere Schichten finde ich gut. Hmm, saugemütlich.)

»Die Radioleute haben ein schönes Auto geschickt, *si?!*«, bemerkt Mom, als wir die Kurzparkzone des Flughafens hinter uns lassen und nach Osten

Richtung Anchorage fahren.

Sí, señora. Allerdings. Einen riesigen, umweltfeindlichen, Benzin fressenden SUV, zu Ehren unserer Ankunft. Das ist also unser Auto, solange wir uns hier oben beim Nordpol herumdrücken. Es hat die Farbe von gekotzter Erbsensuppe und stürzt mich kurzzeitig in Verwirrung. Ich dachte, in Alaska sind die Leute voll die Frischluftfanatiker, kein Smog, alles für die Natur und so. Andererseits, im Winter ist hier – WINTER, mit sechs Großbuchstaben (siehe oben unter: *Zwiebellook*). In dem Fall siegen dann wohl die praktischen Erwägungen über die Politik.

»Sie wollen uns glücklich sehen«, trumpetet mein Vater, eine Spur zu kernig für seine Verhältnisse. Er legt Mom die Hand aufs Knie und drückt es aufmunternd. »Wir sind dicke Fische.«

»In einem Eislaufteich, *querido*. Ist nicht so *fabulosa* wie ein Swimmingpool, weißt du.«

Von meinem Platz auf der Rückbank kann ich Moms Gesicht nicht sehen, aber ich höre den Zweifel aus ihren Worten heraus, laut und deutlich. So begeistert sie über die Auszeit von der Schauspielerei auch war, sie reißt sich nicht gerade darum, von der Latina-Schönheitskönigin zur Eisprinzessin durch und durch zu mutieren. Marisol Ramón-Jorges (jawohl, das ist ihr Künstlername) hat es nicht mit langen Unterhosen. Und am Ende kriegt sie noch Vitamin-D-Mangel, wenn sie sich samstagnachmittags nicht in der Sonne braten lassen kann.

»Warte, bis du das Haus siehst«, sagt mein Vater; entweder fällt ihm ihr bedenklicher Ton nicht auf, oder er ignoriert ihn absichtlich (möglicherweise auch von beidem ein bisschen). »Es ist wunderschön.«

Das ist hauptsächlich an mich gerichtet. Die zwei kennen es schon von Bildern auf der Webseite, aber ich habe mich stur gestellt, mich still und hartnäckig geweigert, sie mir anzusehen oder sonst irgendwas mit diesem Abwanderungsprojekt zu tun zu haben, und zwar bis zum vorletzten möglichen Augenblick. Gepackt habe ich erst, als es gar nicht mehr anders

ging. An Iglu-tauglichen Kleidungsstücken hatte ich sowieso nicht allzu viel zu bieten; was soll man denn bitte schön für den wahrscheinlichen Fall einpacken, dass man in einen Schneesturm gerät?

»Es ist *rustikal*«, steuert meine Mutter enthusiastisch bei, mit dreifach gerolltem *R*. Ricky Ricardo, der jetzt in einen neongelben Parka gehüllt auf ihrem Schoß liegt, niest zustimmend.

Schön, dass sie so viel Gefallen daran findet. Für mich klingt »rustikal« eher wie »Marterpfahl« oder »Todesqual«. Rustikal lässt Übles ahnen.

»Es ist mal was ganz anderes, das steht fest!«, sagt mein Vater und pfeift vergnügt vor sich hin, als wäre alles in bester Ordnung und er nicht der Einzige, der es so super findet, hier zu sein – in diesem Auto, in diesen tranigen Vororten, in *Alaska*. Vielleicht greift er ja seit Neuestem selbst zu seinen Glückspillen.

Das könnte er ohne Weiteres. Heimlich ein paar Xanax einwerfen und sich sagen, es wäre zu Forschungszwecken. Das ist schließlich sein Job. Leute aus ihrem trübsinnigen Trott zu reißen. Deswegen sind wir ja jetzt hier.

Falls es nicht allgemein bekannt ist (ich jedenfalls wusste bis vor ein paar Monaten, als dergleichen plötzlich Einfluss auf mein sogenanntes Leben nahm, nichts davon): Depressionen blühen und gedeihen in Alaska wie nie zuvor, insbesondere im Winter. Die Selbstmordrate ist drastisch gestiegen, und es gibt mittlerweile doppelt so viele Scheidungen, obwohl das Verhältnis von Männern zu Frauen hier so was wie 3:1 beträgt. Die Leute sind mieser drauf und launischer als früher – *viel* mieser drauf und launischer als alle, die ich aus Miami so kenne, einschließlich der verbiesterten Vorzeigefrauen, die in den Nagelstudios herumhängen (ehrlich gesagt, in Miami war *ich* die am miesesten gelaunte Person, die ich kannte).

Ab November taucht hier die Sonne praktisch ab, und so was wie Tageslicht gibt es immer nur höchstens ein paar Stunden. Außerdem ist es kalt. Schweinekalt. Schwerunterkühlktalt. Bis letzte Woche war das einzige Kleidungsstück zum Überziehen, das ich besitze, eine Jeansjacke mit Fleece-

Futter – sehr kuschelig, aber für ein Leben auf der Eisscholle völlig unzureichend.

Vielleicht hätte ich netter oder geduldiger mit den ganzen gelangweilten, seelenlosen Frauen in meinem Spa in Miami sein sollen. Soweit ich das mitbekommen habe, sind Spa-Maniküren in Denville, Alaska Mangelware.

(Randbemerkung: Maniküren – und noch mehr Pediküren – stehen bei mir ganz oben auf der Liste, auch wenn ich sonst nicht so der Typ bin, der sich gern nach Strich und Faden verhätscheln lässt. Aber eine Pediküre, so behauptete ich, ist der große Gleichmacher; ganz egal, welche Kleidergröße man trägt, nach einer guten Pediküre sind die Zehen blitzblank und hübsch anzusehen. Das ist eine wissenschaftliche Tatsache. Und Leute, die dafür bezahlt werden, einem die Füße zu verschönern, verkneifen sich sämtliche Bemerkungen über klobige Knöchel.)

Ich weiß nicht, wie viele Einwohnerinnen von Denville sich mit klobigen Knöcheln herumschlagen, aber das spielt eigentlich auch keine Rolle. Bald schon werden all diese Trantüten keinen solchen Pipifax wie Algenpackungen und seidige Fingernagelverlängerungen mehr brauchen. Denn bald schon herrscht dank meines Vaters und der Tricks aus seiner Psycho-Zauberkiste wieder Friede, Freude und Eierkuchen im wintergeplagten Alaska.

Engagiert wurde er nach allen Regeln des Showbusiness: Seine Kolumne war in Miami mit der Zeit so eine Art Popkultur-Phänomen geworden und verbreitete sich dann wie ein Buschfeuer übers Internet. Unterdessen hatte die Handelskammer von Alaska beschlossen, dass es so nicht weiterginge mit dem allgemeinen, händeringenden Elend und der ewigen Fröstelei.

Die Lösung lag auf der Hand (nicht für mich, versteht sich, aber offenbar für Alaska): Man importiere einen angesagten, trotzdem nicht völlig abgehobenen Spaltenmann, der bekanntermaßen mit den neuesten Behandlungsmethoden experimentiert. Von Montag bis Donnerstag soll er

regelmäßige Sprechstunden abhalten, die Leute mit Pillen eindecken und ganz generell dem guten alten Rezeptblock ordentlich was zu tun geben.

Und freitags ist er dann auf Sendung. In allen fünfzig Bundesstaaten.

Mein Dad, der Promi-Psychiater. In *Alaska*, mit meiner *mamacita* und mir.

Völlig wahnsinnig. *Totalmente loco*. So dermaßen neben der Spur, dass ich mich frage, ob es sich nicht um eine einzige große Halluzination handelt.

Dad geht das Ganze nervtötend fröhlich an. (Wer will es ihm verdenken? Ruhm ist kurzlebig, und die Zeit läuft.) Mom gibt sich redlich Mühe, alles von der positiven Seite zu sehen, ist aber offensichtlich hin- und hergerissen. Die Vorstellung, dass Dad ein Megastar wird, fand sie super, beim Thema Thermounterwäsche jedoch kamen ihr eindeutig Bedenken. Bauchfrei ist für sie eine Lebensform.

Das passt also nicht so ganz zusammen.

Ich hab mir die Bemerkung verkniffen, dass er damit noch lange kein Star ist. Ich meine, es sieht nicht danach aus, als würde er je mit einem Stern auf dem Hollywood Walk of Fame verewigt werden oder seine gesammelten, in Leder gebundenen Handbücher der mentalen Störungen dem Hard Rock Cafe spenden. Ich bezweifle sogar, dass er seine Medizinerurkunde auf eBay verticken könnte. Aber ich hatte bei dem Ganzen ungefähr so viel Mitspracherecht wie ein Eiswürfel, und zugegebenermaßen hat der Umzug zumindest ein Gutes, was meine Lebensgestaltung angeht.

Ich finde Thermounterwäsche nämlich eigentlich ganz okay. Wie gesagt, ich hab's nicht wirklich eilig damit, sechstausend Pfund leichter zu werden, aber ob man's glaubt oder nicht, Kleidergröße 40 gilt in Florida, dem Land der String-Bikinis und der Sonnenbräune aus der Spraydose, gemeinhin als Übergröße. Darum kann ich fette Seekuh mich mit Thermounterwäsche – und den Schichten, die da noch drüber gehören – durchaus anfreunden.

Ich vermisste Chloe jetzt schon, ja, und ich vermisste Flip-Flops, geeiste Lattes und selbst die Schwüle, ein bisschen jedenfalls. Es hatte schon was, die beste Freundin für alles zu sein. Damit ist man auf der sicheren und

bequemen Seite, so wie mit einem ausgewaschenen, violetten Baumwollrock mit Zugkordel. Bei Chloe musste ich nie etwas anderes sein als die meistens stille, gelegentlich witzige, aber immer, *immer* alles, so wie es ist, gut findende beste Freundin, die ich nun mal bin.

Aber manchmal kommt man wohl um Kompromisse nicht herum.

Wer weiß? Vielleicht ist das hier ja ein Neustart für mich. Ich könnte mit Wintersport anfangen, fit werden und mich rechtzeitig für den Sommer in Form bringen, wie *Allure* es ihren Leserinnen mindestens einmal pro Monat nahelegt. Ich könnte mich hier komplett umkrepeln.

Oder? Mich vor einem Kamin zusammenrollen und Winterschlaf halten, bis die ersten Grashalme sprießen.

Ja, genau. Für mich bitte die zweite Option.

Mit der Faust reibe ich ein Stück von der beschlagenen Fensterscheibe frei. Dahinter erstreckt sich unendlich weite, glitzernde Landschaft. Der Schnee blendet, als sähe man direkt in die Sonne, und die Bäume sind von einem üppigen, leuchtenden Grün. Es ist das exakte Gegenteil von Miami, in jeder Hinsicht. Aber wenigstens werde ich hier meine Anti-UV-Sonnenbrille brauchen können.

Vor mir, auf dem Beifahrersitz, schnappt meine Mutter nach Luft. »*Caramba!* Was gibt es da alles zu fotografieren. *Mira* – schau doch bloß, so viel ... *Natur!* Alles weiß. Wie ein unbeschriebenes Blatt Papier. Leer. *Perfecto*. Erinnere mich daran, Roberto, dass meine Kamera in der rosa Hutschachtel von Louis Vuitton ist.«

»Aber du ...« – ich verstumme. *Hast es ganz sicher nicht vergessen*. Wie könnte sie ihn »vergessen«, ihren neuesten Fimmel (war vorhin nicht schon mal von »zwanghaften Verhaltensmustern« die Rede ...)? Sobald niet- und nagelfest stand, dass unser Weg nach Norden führte, beschloss Mom, das sei die Chance, *finalmente* ihrer großen künstlerischen Leidenschaft zu frönen: der Fotografie. Nach all den Jahren am anderen Ende des Objektivs verfüge sie,

so ihre Worte, über einen »intuitiven Blick für Bildkompositionen«. Unter uns – ich bin mir nicht ganz sicher, ob das so hinhaut.

Egal. Sie geht auf meinen Beinahe-Kommentar nicht ein. Ist zu sehr damit beschäftigt, all die *Leere*, das Nichts, das sich vor uns ausbreitet, in sich aufzunehmen.

Ich würde ihr gern erklären, dass Weiß nicht einfach »keine Farbe« ist, sondern der voll reflektierte Ton, der sich aus allen Spektralfarben zusammengenommen ergibt. Was da an unseren Autofenstern vorbeisaust, ist exakt das Gegenteil von Nichts oder Leere. Es ist alles, total komplett alles, und sie tut mir ein bisschen leid, weil sie das nicht so klar erkennen kann wie ich.

Letztendlich aber seufze ich bloß, schüttle den Kopf und lehne mich zurück. Bleibe still, wie üblich. Sehe wieder schwarz, nicht weiß.

Von uns beiden ist sie diejenige, die alles von der Sonnenseite betrachtet. Da steht es mir wohl nicht zu, ihr den Tag zu vermiesen. Also sage ich nichts. Wozu sollte es auch gut sein?

3. Kapitel

»**Aggie.** Halt still, bis ich den Reißverschluss zu habe.«

Unser trauter Mutter-Tochter-Nachmittag wird langsam zum Horrortrip.

Das liegt nicht nur und ausschließlich an Mom, ich weiß. Die Sache ist die, dass das »Zentrum« von Denville im Grunde aus einem Diner-Schnellrestaurant, einer Bücherei und einem Army-Navy-Shop besteht. Kann sein, dass es in den diversen Seitenstraßen noch ein paar mehr Läden und Restaurants gibt, aber es sieht nicht so aus, als würden wir rein zufällig auf den geheimen, verdeckten, versteckten Rodeo Drive des Polarkreises stoßen.

Jedenfalls, was ich sagen wollte, jeder kennt doch Mädchen, die gerne mit Barbie spielen, oder? Die dann auch das Traumhaus dazu haben, und das rosa Cabrio und einen ganzen Schrank voll Klamotten für diese Gruselpuppe mit ihren seltsamen Proportionen? Tja, also ich wette auf meine Geheimvorräte von Schokolinsen, dass meine Mutter voll auf Barbie stand, als sie klein war. Oder auf das entsprechende kubanische Modell.

Jetzt bin ich ihre Barbie. Und nach fünfzehn Jahren Kostümierung weiß ich, dass meine Proportionen genauso beängstigend sind wie die schwerkraftresistenten Supermaße von Barbie, nur aus komplett anderen Gründen. Und meine Mom ist eine wütende Sechsjährige, die mit einer stumpfen Bastelschere auf meine künstlichen Haare losgeht.

Ich bin ein kolossaler Reinfall. Betonung auf *kolossal*.